



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wie Bayern ein moderner Staat wurde : eine Säkularerinnerung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in Angora sprach, in Erfüllung gehn möge: „Alexander und Mithridates sind in Angora eingezogen, ohne Spuren zu hinterlassen, aber die Spuren des Fremdlings, der jetzt bei uns einzieht, werden nicht vergehn!“



Wie Bayern ein moderner Staat wurde

Eine Säkularerinnerung



urfürst Karl Theodor von Pfalzbayern war am 16. Februar 1799 gestorben. Sein Nachfolger, Maximilian Joseph, Herzog von Zweibrücken, trat eine Erbschaft an, zu deren Behauptung der größte Aufwand von Kraft und Klugheit erforderlich war. Auf der einen Seite hielten österreichische Truppen das Land besetzt, auf der andern drohte Rußland mit einer Okkupation. Frankreich drängte auf den Abschluß einer Allianz hin, nur Preußen stand in einem aufrichtig freundschaftlichen Verhältnis zu dem Kurstaate. Sein Bestreben, die österreichische Macht in Schach zu halten, war es ja gewesen, das das Kurfürstentum zweimal vom drohenden Untergang durch Österreich gerettet hatte. Die Annexionsgelüste der Habsburger schrieben sich von alter Zeit her. Das reiche fruchtbare Getreideland am untern Laufe des Inn, der Isar und der bayrischen Donau erschien ihnen zur geographischen Abrundung ihrer deutschen Stammlande vortrefflich geeignet; wichtiger noch würde die Erwerbung dadurch geworden sein, daß Österreich damit für alle Zeiten ein unberechenbares Übergewicht in Deutschland erlangt haben würde.

Schon zur Zeit Josephs I. war der Gedanke eines Ländertausches einmal aufgetaucht, doch brachte erst der Tod des Kurfürsten Max III. Joseph (1777) den schon längst im stillen gehegten Wunsch ans Licht. Damals war es Friedrich der Große gewesen, der den Plan durchkreuzte. Wieder acht Jahre später, nachdem durch das Ableben Maria Theresias das versöhnliche und friedliebende Element von der Seite Josephs II. gewichen war, trat dieser, diesmal von Rußland unterstützt, mit dem Plane hervor, Bayern durch einen Ländertausch zu erwerben. Karl Theodor, ohne Interesse für seine Dynastie und seine Agnaten, nur um die Versorgung seiner Bastarde bekümmert, war leicht dafür zu gewinnen, die altbayrischen Stammlande, die ihm stets fremd geblieben waren, für die österreichischen Niederlande mit dem blendenden Titel eines „Königs von Burgund“ hinzugeben. Damals schrieb der dadurch am nächsten bedrohte Herzog Karl von Zweibrücken (gest. 1795) an Friedrich den Großen: „Ew. Majestät sind allein imstande, die umfassenden Entwürfe eines Fürsten aufzuhalten, dessen verzehrender Ehrgeiz und dessen Habgier mit seiner

Macht zunimmt. Ihre Großmut und erhabne Weisheit geben Ihnen den Willen, Ihre Macht die Mittel dazu. Geruchen Sie, ich flehe Sie achtungsvoll und dringend darum an, sie dazu anzuwenden, im Verein mit Frankreich die Vernichtung eines Fürstenhauses abzuwenden, das Ew. Majestät bereits so großmütig gerettet haben." Herzog Karl erreichte seine Absicht, denn Friedrich II. protestierte energisch gegen den Länder- und Menschenhacher, und Österreich blieb nichts übrig, als im Verein mit Karl Theodor jede schlimme Absicht in so plumper Weise zu leugnen, daß das Hinterlistige und Gefährliche seiner Handlungsweise erst recht hervortrat.

Durch den Tod seines Bruders war Max Joseph zu einer Zeit zur Kurwürde gelangt, in der ihm sein Stammländchen Zweibrücken durch französische Okkupation so gut wie entzogen war. Mit einer noch nicht dagewesenen Begeisterung wurde er in München empfangen; die schönsten Hoffnungen knüpften sich an seinen Regierungsantritt. Aber wie sah es auch im Innern des Kurstaates aus! „Die vorige Regierung hatte alle Untugenden einer schlaffen und herabgewürdigten Maitressenwirtschaft mit mönchischer Bigotterie und Unwissenheit vereinigt; es war in der That schwer zu sagen, was in der letzten Zeit Karl Theodors abschreckender war: die Frivolität der obern oder die Trägheit und die Lähmung der untern Schichten des Volkes.“ Bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war Bayern ein katholisches Land. Vielleicht denkt mancher dabei nur an friedliche Zeiten, wo die Hand des Priesters ein Bote der Kultur war, wo man zwar in engen Grenzen des Wissens, aber doch im innern Glück und unter mildem Szepter lebte. Aber war es denn die Religion der Liebe, die regierte? Nein, diese war es nicht. Jeder, der sich nicht Katholik nannte, blieb erbarmungslos aus Bayern ausgeschlossen; den Unterthanen war der Besuch aller „kezerischen“ Orte verboten, und wenn sie sich ja in den benachbarten Städten mit „gemischter“ Bevölkerung aufhielten, in Augsburg, Regensburg u. a., so wurde ihr religiöses Verhalten durch eigens dort aufgestellte Agenten überwacht. Daß für die Erlangung öffentlicher Ämter sowohl im Zivildienst als in der Armee die katholische Konfession gefordert wurde, verstand sich dabei von selbst, aber auch die Zulassung zur Erlernung eines Gewerbes, die Erlaubnis zur Wanderschaft war von der Ablegung des tridentinischen Glaubensbekenntnisses abhängig, und bei der Rückkehr nach Bayern mußte dieses Bekenntnis erneuert werden.

Für Menschen dieser Art war die Erfindung der Buchdruckerkunst ein Herzeleid; um das Übel, das damit in die Welt gekommen war, wenigstens einigermaßen auszugleichen, wurde eine Zensur geschaffen, die lächerlich erscheinen mußte, wenn sie nicht so barbarisch gewesen wäre. Nur an einzelnen Orten, deren „Rechtgläubigkeit“ über allen Zweifel erhaben schien, durften religiöse Bücher gedruckt werden; Werke eines nichtkatholischen Verfassers, auch wenn sie Physik oder griechische Grammatik betrafen, waren unwiderrüflich

aus allen Schulen ausgeschlossen. Dort hatte die Gesellschaft Jesu die absolute Gewalt, nicht nur die theologische, auch die philosophische Fakultät in Ingolstadt wurde ausschließlich von ihr besetzt, und in gleicher Stufenfolge war ihr Einfluß bis zur letzten Dorfschule allmächtig. Der Staat aber hatte sich daran gewöhnt, den willigen Vollzugsbeamten geistlicher Impertinenz zu spielen; er überwachte die religiösen Übungen der Unterthanen, ob sie zu Ostern zur Beichte gingen oder Freitags die Fasten hielten. Wie der Gesslerhut in der Schweiz, so war in Bayern die Pfaffenkutte das Wahrzeichen, vor dem sich alle Bürger beugen mußten. Geduldig lief das bethörte Volk im Reigen der Prozessionen, jubelnd zog es hinaus zur Hinrichtung eines siebzehnjährigen Mädchens, das im Jahre 1701 (!) in München als Hexe verbrannt wurde; denn „der Gesetzgeber muß der Kezerei mit Leibes- und Todesstrafen abhelfen“; „selbst die gemäßigte Toleranz ist gefährlich.“*)

Das Land hatte bessere Zeiten gekannt. Unter Max III. Joseph waren wenigstens einige Anstrengungen gemacht worden, das Land und seine Bewohner aus dem Pfuhl der Unwissenheit zu ziehen, in den es eine mehr als hundertjährige Mißregierung gebracht hatte. Kurfürst Max III. war ein Charakter, der in seiner tiefen Humanität und Innerlichkeit so manches ähnliche mit König Max II. zeigt: gewissenhaft und bedächtig in allen Dingen, war er doch unerschütterlich, wo er verletzten Rechten gegenüber stand. Nicht aus Herrschaftsucht (wenn dieses Wort bei einem absoluten Herrscher möglich wäre), sondern aus Gerechtigkeit trat er gegen die Teilung der Gewalten in die Schranken; nicht sowohl um seine eigne Macht zu erhöhen, als um das Volk von dem Druck einer fremden Macht zu entlasten, begann er den Kampf gegen die geistlichen Prätensionen. Mit scharfem Blicke griff man sofort die entscheidenden Punkte auf: vor allem mußte das Unterrichtswesen gebessert werden, indem man der Universität den theologischen Kappzaum abnahm; dann aber bedurfte es dringender Reformen auf administrativem Gebiete. So wurde der „geistliche Rat,“ der die Interessen der Regierung vertreten sollte, obwohl schon der Name einen starken klerikalen Anstrich hat, wieder mit einer weltlichen Mehrheit besetzt, und eine Reihe von Gesetzen folgte, in denen das Hoheitsrecht des Landesherrn zur vollen Geltung kam. Über die Klöster, unter denen sich besonders die Klarissinnen in München durch grauenhaften Skandal hervorthaten, wurde eine schärfere staatliche Aufsicht verhängt, für die ewigen Gelübde schrieb man ein höheres Lebensalter vor. In allen diesen Bestrebungen hatte Max III. keinen treuern Bundesgenossen als den berühmten Freiherrn von Seckstatt, der einst sein Erzieher war und in einer Denkschrift vom Jahre 1752 alle die Grundsätze zusammenfaßte, um die wir zum Teil

*) Beide Sätze wurden von dem hohen Ordinariat in Freising noch am 7. November 1780 approbiert.

noch heute kämpfen. Nicht allein sein Programm, auch der Freimuth seiner Sprache könnte manchem Minister unsrer Tage empfohlen werden, er war es, der den Jesuiten den Satz hinwarf, daß nicht da die Religion gefährdet sei, „wo die Wissenschaften blühen,“ sondern nur dort, „wo Aberglauben und Unwissenheit auf dem Throne sitzen und, wie die theologische Fakultät zu wünschen scheine, zu Glaubensartikeln gemacht werden.“ Ein anderer Gelehrter, der um die liberale Richtung in Bayern großes Verdienst gewann, war Peter von Osterwald; auch er nahm (als Direktor des geistlichen Rats) eine der höchsten Stellen ein.

Im Jahre 1759 wurde die Akademie der Wissenschaften gestiftet, und ihre Schriften der Zensur der Jesuiten entzogen. Werke im „lutherischen Deutsch“ erschienen, der junge Benediktiner Heinrich Braun aus Tegernsee gab eine Reihe vielgelesener Lehrbücher über deutsche Sprache, Westenrieder seinen Inbegriff der Religion heraus, und der Theatiner Sterzinger bekämpfte in einer eignen Schrift die Hexenprozesse. Doch dauerte dies nur eine kleine Weile, dem edeln und milden, von wahrer Frömmigkeit erfüllten Kurfürsten fehlte im Grunde die energische Herrschernatur, die der Fürst haben muß, der über Tausenden steht und ihre Geschicke lenken will. Der Klerus trat seinen Bestrebungen mit einer leidenschaftlichen Agitation entgegen; derselbe Alarmruf, der in unsern Tagen auf der ganzen Linie erschallt, brach schon damals los: „Die Religion ist in Gefahr!“ Um den Gerüchten zu begegnen, als sei es auf „den völligen Umsturz des katholischen Glaubens“ abgesehen, sah sich der Kurfürst genötigt, in einem „offnen Patent“ das Volk zu beruhigen; ein Flegel aus der Gesellschaft Jesu verfaßte ein öffentliches Singspiel, worin die Regierung des Kurfürsten als das Verderben der katholischen Religion bezeichnet wird; ja in einer Broschüre, die im Jahre 1778 in München erschien, wird die Errichtung und Verbesserung der Schule geradezu als die „gefährliche Seuche“ bezeichnet, die jetzt selbst den Landmann zu ergreifen drohe.

Die Akademie wurde der Gegenstand heftiger Verfolgungen. „Kein Schimpf- und Spottname war zu niedrig, um nicht damit auf der Kanzel und in öffentlichen Schriften die Akademie zu belegen, und wo immer damals ein auffallender Fehler gemacht wurde, so mußte die Akademie teil daran genommen haben“ — schreibt Westenrieder in seiner Geschichte der Akademie der Wissenschaften. Noch im Jahre 1780 schrieb der P. Sautermeister sein Pasquill: „Die bayrischen Hieseler in ihrem gelehrten Frosch- und Mattenkrieg,“ wo er S. 43 sagt, Bayern habe seit der Entstehung der Akademie lauter Schöpfe und Dummköpfe aufzuweisen; „ihre Abhandlungen, gar wenige ausgenommen, sind nur für Käsekrämer gedruckt worden.“ Der Beichtvater des Kurfürsten, Daniel Stadler, schrieb an den Leibmedikus und Akademiker von Wolter: „Ich sehe ein, daß in unserm Vaterlande ein viel zu großer Aufwand für die geradezu unnütze Astronomie gemacht wird,“ und in Beziehung auf den Mathematiker Lambert

in Augsburg: „Die Bayern sind nicht so dumm, daß sie eines schwäbischen und legerischen Astronomen bedürften.“

Auch im neunzehnten Jahrhundert ist uns ein solcher Kämpfer für das Nützlichkeitsprinzip vorgekommen: im Jahre 1822 sprach der Präsident Freiherr von Weinbach in der Ständeversammlung folgende denkwürdigen Worte: „Alle Ausgaben, die nicht notwendig sind, müssen ohne Rücksicht eingezogen und gestrichen werden. Eine Gesellschaft der Gelehrten, Akademie der Wissenschaft genannt, verfehlt den Zweck ihres Daseins. Die ältere Akademie in Bayern kostete nur 5000 fl., und doch hat sie mehr Nützlichendes geleistet. Ihre Monumenta Boica sind ein einziges Ehrendenkmal ihrer hohen Gelehrsamkeit und Wissenschaft (sic!), dagegen die ägyptischen Pyramiden, die Memnonssäulen, die Völker der Hieroglyphen sind nicht mehr dem Zeitgeiste angemessen, sie wirken nicht mehr gemeinnützig, sie hören auf, wichtig für ein bayrisches Institut zu sein.“

Braun, der im Jahre 1765 nach München berufen worden war, hatte eine neue Ordnung für die deutschen Schulen entworfen, doch gewann, namentlich seit dem Regierungsantritt Karl Theodors (1777) der alte Schlandrian bald wieder die Oberhand. Allerdings wandte der neue Kurfürst den schönen Künsten eine seit Albrecht IV. nicht mehr dagewesene Begünstigung zu: große Ausgaben für Künstler und Kunstwerke, Hofkapelle und Theater, Bibliothek und Gemäldesammlung sollten das altbayrische Volk zu der feinen pfälzischen Sitte emporheben — an eine gründliche Reform der Kirche und Schule, die Wurzel jeder Volksbildung, dachte man in den maßgebenden Kreisen nicht. Die edlern Geister, wie Michael Sailer, Martin Voos, Johannes Gohner, blieben ohne Einfluß und mußten sich begnügen, in kleinern Kreisen an einer Wiederbelebung der erstarrten Formen zu arbeiten.

Es ist schon zum öftern darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich nur in Bayern, wo alle Vorbedingungen einer gesunden Entwicklung fehlten, der Orden der Illuminaten, dieses Zerrbild der Aufklärung, bilden und weiter ausbreiten konnte. So kleinlich sein Getriebe auch war, konnte er Zuständen gegenüber, wie Bayern sie hatte, dennoch gefährlich werden. Im Jahre 1785 wurde er aufgehoben, und die Verfolgungen gegen die Mitglieder begannen. Pater Frank und der Rat Lippert übten im Verein mit dem päpstlichen Nuntius das Schergenamt. Alles, was nach Aufklärung roch, wurde unterdrückt, die Zensur mit äußerster Strenge gehandhabt. Man verbot Kants Philosophie, aber die jämmerliche Schrift, in der der Dominikaner Sost für das Institut der Inquisition plädierte, war hochwillkommen; gegen einen Rechtsgelehrten, der den Satz verfocht, daß man alle Religionen dulden solle, wurde Untersuchung eingeleitet, und Herr Zaupfer, der so unvorsichtig war, seine Gedanken über die Verträglichkeit verschiedner Konfessionen zu enthüllen, sollte „mit der Kanzleiarbeit“ so stark beschäftigt werden, „daß ihm zu theologischen

und andern ausschweifenden Schreibereien keine müßige Zeit mehr übrig bleibe.“ Hausfuchungen und geheime Denunziationen drangen in den Schoß der Familien ein und brachten Hunderte um Amt, Vermögen und Freiheit. Die Religion war zum Deckmantel niederer Bestrebungen geworden.

Nach dem Bericht eines gleichzeitigen Münchners existierten in der Stadt acht Mönchsklöster: Augustiner, Karmeliter, Theatiner, Franziskaner, Kapuziner und in den Vorstädten: Barmherzige Brüder, Hieronymitaner, Paulaner; dazu kamen neun Nonnenklöster. „Wunderthätige Bilder — fährt unser Gewährsmann fort — zählte man sonst siebzehn, und nun eine neue Augenverdrehung in der Peterskirche; die Reliquien und die heiligen Leiber, die hier aufbewahrt und verehrt werden, lassen sich kaum zählen. Der Religionsunterricht besteht darin, daß man die Kinder in den Schulen sowohl als in den Christenlehren zwingt, den elenden Katechismus des Jesuiten Grätscher wörtlich auswendig zu lernen. Am liebsten hat der große Haufe Münchner die Andachtsübungen auf dem Lande. Der Liebhaber setzt sich mit seinem Liebchen in eine Chaise und rollt damit auf die Wallfahrts- oder Ablasskirche zu, oder man geht dahin zu Fuß. In der Kirche betet man sieben Vaterunser, eben so viele Ave Maria, hiermit ist die Andacht verrichtet, der Ablass gewonnen, und man eilt dem Wirtshause zu, wo man bis spät auf den Abend ißt und trinkt, was gut und teuer ist, sich wohl auch mit Tanzen belustigt. Überhaupt läßt sich kaum ein Land finden, wo man bequemere Religion und lustigere Andachten hat, als in Bayern. An Predigten fehlt es in München nicht, aber fast alle Kanzeln waren von jeher mit Mönchen, vorzüglich mit Bettelmönchen besetzt. Es läßt sich leicht denken, was diese meist unwissenden Mönche auf den Kanzeln ausframen. Nur immer die schlechtesten von unsern Studenten treten aus Verzweiflung, irgendwo Brot zu finden, in den Kapuzinerorden. Das Noviziat und die zwei nächsten Jahre dürfen sie kein Buch, außer ein Gebetbuch ansehen. Ein äußerst unangenehmer, brüllender, einförmiger Ton, eine höchst fehlerhafte Mundart, eine wüste Aussprache, bootsknechtmäßige Gebärden, unbändiges Schlagen mit Händen und Füßen, bierschenkenartiges Schimpfen und Toben auf ihre Zeitgenossen, grobe Ausfälle auf gewisse Personen und ihnen nicht behagende obrigkeitliche Anstalten sind die äußerlichen Zieraten der Bettelmönchpredigten, die meist aus einem alten lateinischen Prediger ins Undeutsche übersezt sind.“ Und in einer Denkschrift des geistlichen Rats vom 12. Mai 1782 an den Kurfürsten Karl Theodor heißt es: „Der Stadt- und Landklerus in Bayern ist meist jetzt immer noch so undiszipliniert als jemals. Insbesondere von den Diözesen Regensburg, Eichstädt und Freising. Die letzte ist die schlechteste von allen. . . . Es werden meist daher-gelaufne Studenten geweiht, die entweder aus Hunger und Not oder auf mächtige Empfehlungen Priester werden. Ihr ganzer Vorrat, den sie mitbringen, sind ein Kopf voll Schultheologie und Immunitätsgrillen, worauf man sie

festhalten lernet. So gerüstet schicket man sie zur Seelsorge und vertraut ihnen die Herde und Schafe Christi an. Jene, die mit den weltlichen Dbrigkeiten recht grob und für die Rechte des Bischofs in temporalibus recht hartnäckig sind, oder bei dem Konfistorium sich sonst gefällig zu machen wissen, werden befördert. Die Pfarrer sind insgemein mehr Bauern als Seelsorger, und ihre Kapläne bessere Spieler, Säuser, Säger usw., als Prediger, Christenlehrer und Gottesdiensteiferer. Es hängt doch die ganze Landeswohlfaht von der Religion im Staat und guten Sitten der Landesgeistlichkeit ab. Sollte wohl der Regent, dem alles an dem Wohlstand seines Volkes gelegen sein muß, gar nichts darein zu sprechen haben, wenn sein Landklerus schlecht, sitten- und disziplinos ist, wenn er das Landvolk ärgert, anstatt zu erbauen, wenn er die weltliche Dbrigkeit gering achtet, wohl gar von der Kanzel hierüber schmätzt und dem Volke statt des Wortes Gottes meist nur von Zehnten, Opfer, Meßgelbern und Stolen vorpredigt?" — So schrieb der geistliche Rat über geistliche Würdenträger an einen geistlich gesinnten Fürsten. Ist seine Schilderung nicht klassisch, sehen wir nicht diese ungeschlachten, breitspurigen Gestalten leibhaftig vor uns stehn, diese kirchlichen Troupiers, die unter den milites Christi etwa daselbe waren, was nur der größste Troß in den Armeen ist! — Auch mit dem Jesuitenkollegium in Augsburg war es wunderbar bestellt: „Bei ihnen hört die Jugend lauter gehässiges Zeug, und da ist nichts andres möglich, als daß sie, wenn sie herauskommen, die unverträglichsten Menschen werden.“

Zahllose gesundmachende Muttergottesgestalten, Reliquien und heilige Leiber sammelten in der nächsten Umgebung der Residenz immer aufs neue Kranke und Hilfesuchende aller Art um sich; von den Kanzeln herab wurden die Wunderthaten der Bilder verkündet und Wundermittel gegen Krankheiten der Menschen und Tiere ausgeboten; mit dem Hubertusschlüssel brannten Priester die Bißwunden toller Hunde aus; zu Pferde umritten Pfarrer, das Allerheiligste in der Hand, die Felder, um sie gegen Hagelschlag zu sichern. Genien, Pagen, Männer und Weiber in Bußsäcken begleiteten die Prozessionen, am Fronleichnamstage wurden der große Goliath und der kleine David und manche andre Mummerei umhergetragen; bunte Glaskugeln, Wasserkünste und sonstige Spielereien störten am heiligen Grabe den Ernst der Karwoche. In den Kirchen zog man am Himmelfahrtstage eine ausgestopfte Figur in die Höhe und ließ am Pfingstfest eine hölzerne Taube auf den Altar herab. Das Gebet war zu einem Frondienst entartet, den man so eilig wie möglich abmachte; der Bub ist geschwind, sagt ein bezeichnendes Volkswort, er läuft schneller als ein Vaterunser; zwei Paternoster für einen Kreuzer, vier für zwei leistete der Bettler als Gegendienst. Kein Land ist auf der Welt, pflegte der Bayer zu sagen, wo die Religion so bequem, die Andacht so lustig ist wie bei uns. Im Reiche wurde Bayern nur das deutsche Spanien genannt. Lesen

konnte, wie die pfalz-bayerische Erdbeschreibung von 1795 angiebt, unter hundert und in manchen Gegenden unter zweihundert Menschen nur einer, aber trinken, spielen, raufen konnte jeder.

In die Verwaltung hatte sich Nepotismus und Bestechlichkeit in schrankenloser Weise eingenistet. Dazu kam noch das Anwesen der Anwartschaften, das der fürstlichen Kasse reiche Einnahmen zuwandte. Die meisten kurfürstlichen Beamten und Diener hatten, wie der Adresskalender von 1799 nachweist, schon bei Lebzeiten einen Nachfolger erhalten. Im Oberamt Neustadt z. B. fand sich nicht ein einziger Beamter, dem nicht der Amtserbe beige-schrieben war; das Amt einer Leibnäherin, einer Küchenjungenwäscherin, aber auch das des Oberamtschultheiß war zur Handelsware geworden; das Pfliggericht zu Gemühl wurde im Namen unmündiger Kinder versehen, das in Rotenburg und Donaauwörth war an Frauen verliehen. Zu Stadthof war eine Mademoiselle beanwortete Grenzhauptmutterin, und zu Burglengensfeld stand ein Fräulein als Oberforstmeister an der Spitze zahlreicher Ober- und Unterförster. Unheilbar waren die Finanzen zerrüttet; das jährliche Defizit betrug fünf Millionen, die öffentlichen Kassen hatten allen Kredit verloren. Das stehende Heer sollte eine Stärke von 23000 Mann haben, in der Wirklichkeit konnte kaum die Hälfte aufgebracht werden; auf fünfzehn Soldaten traf ein Offizier. Es fehlte an allen Enden, nicht einmal Pulver war vorhanden.

Woher allein neues Leben in die Abgestorbenheit aller Zustände hätte gebracht werden können, davon hatte sich der Kurstaat jahrhundertlang geflissentlich ferngehalten. Schon Herzog Wilhelm IV. erließ 1522 ein Mandat des Inhalts, daß sich kein Unterthan der neuen Lehre zuzuwenden wagen solle. Trotzdem verbreitete sie sich auch in den altbayerischen Landen, und erst der rücksichtslosen Energie Wilhelms V. und Maximilians I. gelang es, im Verein mit den Jesuiten das Luthertum mit Stumpf und Stiel auszurotten. Seitdem blieb eine chinesische Mauer zwischen Bayern und dem übrigen Reiche; die aus dem Protestantismus erwachsene Kultur ging spurlos an den bayerischen Grenzen vorüber. Nur das, was nicht bayerisch und nicht österreichisch war, nannte der Bayer Deutschland, und dieses Deutschland war ihm ein fremdes Wort. Jeder Deutsche galt als Protestant und umgekehrt; die Bayern fingen an, sich als Nation zu fühlen. Alles war entartet, abgestorben, tot; das Feld mit den toten Gebeinen glaubte man vor sich zu sehen.

Da starb unerwartet schnell Kurfürst Karl Theodor beim L'Hombre-Spiel; inmitten von rauschendem Festesglanz hatte ihn der Schlag gerührt. So groß war die Erbitterung gegen ihn, daß bei seinem Leichenzuge die Münchner dem Sarge Steine nachwarfen mit dem Ausruf: „Der hat uns an Österreich verkaufen wollen!“ In diese neue Welt nun trat Max Joseph. Er hatte bis ins reife Mannesalter niemals Aussicht gehabt, eine politische Stellung einzunehmen. Der nachgeborene Sohn einer Seitenlinie, hatte er französische

Dienste genommen und stand bis 1789 als Oberst mit seinem Regiment in Straßburg. Beim Ausbruch der französischen Revolution zog er sich nach Mannheim zurück und lebte ganz seiner Familie, bis ihm der Tod seines ältern Bruders im Jahre 1795 den Titel eines Herzogs von Zweibrücken — das Ländchen war schon von den Franzosen in Beschlag genommen — und die Anwartschaft auf das Kurfürstentum Bayern zubrachte. Zwar hatte sich Kurfürst Karl Theodor noch einmal im hohen Alter vermählt, doch war die Ehe kinderlos geblieben.

Am 12. März 1799 zog Max Joseph mit seiner zweiten Gemahlin Karoline von Baden, umgeben von Söhnen und Töchtern, in München ein. Weber durch die Größe des Charakters und Willens, noch durch die Größe des Verstandes und Geistes unterschied sich der neue Landesherr von seinen Bayern; aber er hatte doch viele Eigenschaften, die beim Fürsten wie beim Privatmann anziehend sind. In der äußern Erscheinung, in dem ganzen Thun und Lassen des heitern, lebensfrischen Mannes sprach sich wahres, menschliches Wohlwollen aus; am liebsten hätte er jede Familie seines Landes in einer behaglichen Lage gewußt, unglücklich mochte er niemand sehen, und wenn ihm Not unmittelbar vor Augen kam, war es ihm fast nicht möglich, den Versuch zur Hilfe zu unterlassen. Auch hatte er, wie Steub versichert, immer eine kleine Schwäche für fröhliche Gesellen, die es mit dem Leben leicht nahmen, trug oftmals Sorge für unbemittelte Familien, die gern Champagner tranken, und bezahlte nichts lieber als fremde Schulden. Mit heiterm Humor und unbefangner Teilnahme trat er Hohen und Niedern entgegen, hatte auch für den Geringsten ein freundliches Wort und bereitete gern selbst Fernstehenden unerwartet einen frohen Augenblick. Angeber waren ihm widerwärtig, Strafurteile milderte er oft, freigebig war er ohne Maß, geliebt wollte er von allen sein. Ein guter Ehemann und guter Vater, lebte er ein einfaches, mäßiges Leben; früh legte er sich zur Ruhe, spätestens sechs Uhr stand er auf und erteilte schon um diese Zeit formlose Audienzen; vom Brunke war er ein Feind. Als er in spätern Jahren Tegernsee erwarb, richtete er sich dort ganz seinen Neigungen entsprechend ein; Blumen und Singvögel füllten seine Zimmer; die mit dem wunderbaren Reiz der Boralpen ausgestattete Natur begünstigte das fürstliche Stillleben; weit und breit in der Umgegend war er persönlich gekannt, hier hatte er eine stattliche Kuh geschenkt, dort die Hochzeit ausgerichtet; in manchem Hause erschien er als Pate, und viele dankten ihm Hilfe in großer Not.

Die Bayern freuten sich ihres Fürsten und hingen ihm an. Viele Züge, die von der Güte seines Herzens Kunde geben, manches herzliche Wort, das er gesprochen hatte, wurde im Lande wiedererzählt; weil wir dich nur haben, Maxl, ist alles gut, sagte der Münchner Bürger; nicht leicht nannte ein bayrischer Schriftsteller seinen Namen, ohne ein Wort warmer Anerkennung hinzuzufügen,

und als der König 1824 den Tag feierte, an dem er fünfundzwanzig Jahre zuvor die Regierung angetreten hatte, that die allgemeine herzliche und ungeheuchelte Freude auch dem Fremden dar, daß wohl kein deutscher Fürst so in seinem Lande geliebt werde, wie Max Joseph in Bayern. Aber nicht der Fürst, nur der Mensch war es, der in Max Joseph geliebt wurde. Ihm fehlte die Vorbedingung jeder wahren geistigen Bedeutung, der auf Großes gerichtete Sinn, der strebende Geist, das Auge, das bedeutende Ziele wenn auch in weiter Ferne sieht. Er hatte kein großartiges Interesse, nicht einmal das für den eignen Ruhm, er hatte keine starke Liebhaberei, nicht einmal die der Jagd. Die Tage und Jahre brachte er, um sie auszufüllen, mit Wichtigkeiten und Kleinigkeiten hin. Unterschriften, förmlicher und formloser Empfang derer, die eine Audienz begehrten, Besuche bei der Königin und den Prinzessinnen, Umhergehen in der Stadt, Tafel, Theater, Hofkonzerte, Anhören der Berichte über die kleinen Angelegenheiten am Hofe und in der Residenz vermochten den Kurfürsten nicht vor häufigen Anfällen übler Laune zu schützen, die im Leben der Fürsten so wenig wie in dem der Privatleute ausbleiben, wenn das Fehlen großer, die Seele erfüllender Interessen nicht durch die Anstrengung der Arbeit ersetzt wird, die das Bewußtsein der Verpflichtung gegen seinen Beruf, sei er groß oder klein, vom Menschen fordert.

Das Bewußtsein aber, daß der Fürstenberuf weniger ein Recht als eine Pflicht ist und umfassendere und strengere Forderungen stellt als jeder andre, war damals fast bei allen Regierenden verschwunden. Nicht Pflichttreue, sondern die Regungen eines wohlwollenden Herzens bestimmten das Verhalten des Kurfürsten Max Joseph; in keinen Verhältnissen trat das so deutlich hervor als in denen, wo seine Neigung zum Geben angeregt wurde. Unwürdige mißbrauchten immer wieder aufs neue sein weiches Herz, an jedem Tage wurde er mündlich und schriftlich von Hilfesuchenden und von Bettlern jedes Standes und Ranges bestürmt; bei dem Austritt aus dem Schloß, auf den Straßen war er nicht sicher vor unverschämten Zumutungen; in immer neuen Wendungen und Listen suchte man ihn zu erweichen, und selten vermochte er zu widerstehen, sein Hang zum Geben war unüberwindlich. Die tausend Gulden, die er sich zu seiner täglichen Verfügung geben ließ, waren bald erschöpft; dann stellte er Anweisungen auf Bankiers, auf die Schuldentilgungskasse, die Lottokasse, die Kriegsökonomiekasse aus. Sorgsam wurde sein Hang zum Geben von denen genährt, die Vorteil davon zogen, und über jede Maßregel der Sparsamkeit zeigte er sich wie über einen Eingriff in seine Rechte erbittert. Um nicht den einen Unglücklichen, der ihm nahe kam, unglücklich zu wissen, konnte er Tausende, die er nicht sah, unglücklich machen; um ein kleines Interesse zu retten, konnte er große aufgeben. Während das Geld zu den dringendsten Bedürfnissen fehlte, die Beamten oft monatelang auf ihre Besoldung warten mußten, hatten die Bettler zur Genüge.

Und doch war Max Josephs Regierung die reichste an Thaten, Neubildungen und Gebietsvermehrungen. Der liebenswürdigste Fürst wurde der größte Zerstörer des Alten, der bedeutendste Vergrößerer, den Bayern seit Kaiser Ludwig gehabt hatte. In jeder andern Zeit würde Max Joseph immer ein milder, freundlicher Herr gewesen sein, dessen Andenken noch von Kindern gesegnet worden wäre — nur die sturm- und drangvolle napoleonische Ära, deren glückliches Werkzeug er war, ließ ihn eine Rolle spielen, zu der er weder Neigung noch Geschick hatte. Zum Glück für Bayern aber war er eine Natur, unter der eine feste und bestimmte Regierung zum Guten und zum Bösen möglich war, wenn er einen Minister fand, der ihn zu nehmen und zu behandeln wußte, und diesen Minister hatte er in Montgelas gefunden. Er hatte ganz die scharfen Augen, das kalte Herz und die starke Hand, deren es bedurfte, um all den Tand der Ablasszettel und Amulette hinwegzufegen. Mit der Miene Voltaires sah er herab auf die „Hexenpantoffel“ und „Monikagürtel,“ auf die „Lukas-zettel“ und „Teufelsgeißeln,“ oder wie all der erbärmliche Plunder hieß. Vor seiner Seele stand ein andres Bild, ein Bild, bei dem sich Pfaffen und Mönche bekreuzten, und das war — der moderne Staat.

Baron von Montgelas stammte aus einer savoyischen Familie, sein Vater erst hatte sich nach Bayern gewandt. Der Sohn wurde unter Karl Theodors Regiment wegen Beteiligung an den Umtrieben der Illuminaten aus dem Staatsdienste entfernt. Im Jahre 1785 ging er an den Hof Herzog Karls nach Zweibrücken, und bald wurde er auch dem jüngern Bruder vertraut. Treu stand er zu diesem in der Zeit seiner Bedrängnis; was war daher natürlicher, als daß ihn Max Joseph sofort nach seinem Regierungsantritt zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte.

Montgelas war kein gewöhnlicher Mensch und kein gewöhnlicher Minister. Zwar konnte er nicht einmal an andern die Kraft und Wahrheit des politischen Gefühls, wie Geng, die Großartigkeit des sittlichen Sinnes, wie Stein sie hatte, verstehen, und Tiefe des Geistes hatte er so wenig wie religiöses Bedürfnis, aber um politische Ziele, wie die napoleonische Zeit sie setzte, zu erreichen, war er in ungewöhnlichem Maße begabt. Er leitete Bayern in sehr stürmischen Zeiten, und Bayern wurde dabei nicht allein dem Namen, sondern auch dem Umfang und der Bevölkerung nach zu einem Königreich; er ist es, dem Bayern seine neue Stellung in Deutschland und doch auch in Europa zu danken hat. Sein scharfer Verstand, sein durchdringender Blick erkannte schnell die Situation des Augenblicks und den Vorteil, der sich daraus ziehen ließ; die Gefahr, durch Eindrücke der Phantasie oder des Gefühls bestochen zu werden, war für ihn nicht vorhanden; Freund und Feind fand ihn immer wachsam und schlau. Er hatte ein gute juristische und staatswissenschaftliche Vorbildung und eine ungewöhnliche historische Belesenheit in die Ministerstellung mitgebracht; mit einer großen, seltenen Arbeitsfähigkeit und Geschäftsgewandt-

heit verband er die Kunst des Staatsmannes, zu rechter Zeit die Dinge gehn zu lassen. Bei Vorträgen über schwierige Verhältnisse sahen seine Räte ihn oftmals, die Hände auf dem Rücken zusammengeschlagen, am Kamine stehn und hörten ihn nach kurzem Überdenken mit lächelnder Miene sagen: „Wissen Sie was! Lassen wir die Sache noch eine Weile liegen!“

Das Lauern und Schleichen, das in dem Getriebe der napoleonischen Politik allein zum Ziele führte, verstand Montgelas wie wenige; wenn es aber galt, den günstigen Augenblick zu ergreifen und zu benutzen, so war sein Entschluß rasch, sein Handeln bestimmt; Rücksichten kannte er dann nicht, und Widerstand begegnete er mit schonungsloser Gewaltthat. Hilfsmittel, wie diese Zeit sie forderte, hatte er immer zur Hand, und er war wenig wählerisch in deren Gebrauch; schnell entdeckte er die schwachen und schlechten Seiten der Menschen und wußte sie bald durch Drohung, bald durch Schmeichelei und Geld zu bearbeiten. Jeder Zug seines Gesichts kündigte den schlauen, in Weltgeschäften erfahrenen Mann an; die kleinen, blitzenden Augen blickten scharf, aber nie auf den, mit dem er sprach; seine lange, hervorstehende, krumme Nase, ein großer, spöttischer Mund gaben ihm ein mephistophelisches Aussehen; leichtfertige Äußerungen verrieten oft schon bei der ersten Begegnung den Mann, der keine sittliche Scheu zu überwinden hat. Dennoch hatte seine Erscheinung viel Liebenswürdigen: von mittlern Körperbau, war er wohlgebildet, und selten sah man ihn anders als in kurzen Beinkleidern und galamäßigen, weißseidenen Strümpfen, den Kopf stark gepudert; verbindlich trat er jedem gegenüber, und selten verließ ihn die höfliche Ruhe, die in persönlichem Verkehr niemand unangenehm berühren mag; äußerste Schritte vermied er so lange wie möglich, auch gegen seine Feinde. Im Außern wie im Innern war er der fein gebildete Weltmann, wie ihn die französischen Hofkreise vor der Revolution zu erzeugen pfl egten; im Deutschen fehlte ihm die Gewandtheit im Ausdruck. Seine Unterhaltung war pikant, und auch an andern liebte er Geist und Witz; an seiner wohlbesetzten Tafel sah er gern Künstler und Gelehrte und freute sich der raschen, belebten Unterhaltung.

Vorurteilsfrei und zu keiner der alten Parteien in irgend einem Verhältnisse stehend, richtete er sein Bestreben unverrückt darauf, Bayern in die Reihe der Kulturstaaten zu erheben. Daß er dies vielfach auf eine schonungslose, alles historisch Gewordne einfach negierende Weise that, hat in der Zähigkeit überkommener Zustände seine Entschuldigung. Mit feiner, weicher Hand sind abgefaulte Verhältnisse nur selten geheilt worden, immer gehörte eine tüchtige Dosis Gewalt und Bruch des strengen Rechts dazu. Weiter tadelt man an Montgelas, daß er alle seine Einrichtungen nach französischem Muster traf und Bayern das napoleonische Frankreich en miniature darstellen sollte. Will man auch davon absehen, daß er in französischer Zucht groß geworden, keine andre Bildung als die der französischen Aufklärung eingefogen hatte — denn

dies würde höchstens seine eigne Person entschuldigen —, so war es ihm doch unmöglich, sich anderswoher Rat zu erholen. Einen deutschen Staat gab es damals noch nicht, ebenso wenig eine deutsche politische Bildungsschule. Die Länder und Ländchen des Deutschen Reiches, wenn sie sich ja zum Gedanken einer Reform ihrer Zustände aufschwangen, thaten dies samt und sonders nach französischer Schablone, wie sie sich durch Ludwig XIV. allmählich ausgebildet hatte. Von Friedrich dem Großen und Joseph II. an bis herunter zu den reichsfreien Grafen und Herren wurde alles, das Gute wie das Üble, nach diesem Muster zurecht gemacht. Es bedurfte erst der tiefsten Schmach der Erniedrigung und einer ohne gleichen dastehenden Wiedererhebung des deutschen Volkes, bis sich neues Leben seine Formen aus dem heiligen Born der eignen Geschichte holte.

Nicht immer schreitet die Entwicklung eines Staatswesens ruhig und gleichmäßig fort: ist man weiter hinter andern zurückgeblieben, so macht man wohl auch Sprünge, um sie einzuholen; und ist der Kern gesund, so hat dies auch niemals geschadet; nur wenn die Fäulnis das Innerste ergriffen hat, bricht der Körper bei jeder gewaltfamen Anstrengung zusammen, der gesunde dagegen gerät in eine heilsame Erschütterung, die noch lange angenehm in ihm nachzittert. Und der Kern Bayerns war zu allen Zeiten gut. Auf der großen bayrischen Hochebene, die mit breitem Rücken von den Vorbergen der Alpen zu den Strömen des Niederlandes hinabzieht, wohnt ein kräftiger Menschenschlag. Aus den braunen Gesichtern der breitschultrigen Gestalten blicken Gutmütigkeit, schlaue Treuherzigkeit, ein passiver Trost und eine derbe Sinnlichkeit. Die Fesseln, die der römische Geist dem geistigen und politischen, ein habstüchtiger Adel und Beamtenstand dem materiellen Leben anlegten, konnten jeglichen Aufschwung hemmen, aber die Fähigkeit dazu nicht für alle Zeiten vernichten.

Schon Aventin meldet in seiner schlichten und treuherzigen Weise: „Das bayrische Volk ist geistlich, schlecht und gerecht; es läuft gern wallfahrten, hat auch viel Kirchfahrt, legt sich mehr auf den Ackerbau und das Vieh, denn auf den Krieg, bleibt gern daheim, trinkt sehr, hat viele Kinder, ist etwas unfreundlich und hartnäckig. Der gemeine Mann, so auf dem Lande sitzt, darf sich nicht am Geschäft der Obrigkeit unterstehn, wird auch in keinen Rat genommen oder zur Landschaft erfordert, doch ist er sonst frei, mag auch freileidig eigne Güter haben, dient seinem Herrn, der sonst keine Gewalt über ihn hat, giebt jährlich Geld, Zins und Scharwerk, thut sonst, was er will, sitzt Tag und Nacht bei dem Wein, schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, mag Wehren tragen, Schweinspieß und lang Messer, große und überflüssige Hochzeit, Totenmahl und Kirchtag haben, ist ehrlich und unsträflich, reicht keinem zum Nachteil, kommt keinem zum Übel. Der Adel wohnt auf dem Lande, vertreibt seine Zeit mit Hezen, Beizen, Sagen und anderm Weidwerk, reitet zu Hof, wenn er nicht Dienst und Sold hat. Die Bürger regieren ihre Städte und Märkte

selbst, sein Handwerksleut, Wirte, Bauern, Krämer, Tagwerker. Wenig Bürger haben ein Auskommen von ihren Gulden und Zinsen, es seind auch wenig Kaufleute, die großen Handel führen.“ Und dreihundert Jahre später schreibt Andreas von Baronoff an Thiersch: „Die Bayern sind eine tüchtige, brave, biedre, muntere Nation, für Wissenschaft und Kunst aber nicht geschaffen. Der Bayer, wenn er seinen Acker oder sein Handwerk oder sein Amt redlich bestritten, will froh und heiter, ohne weitere Sorgen sein Leben genießen; er geht dann in das Bierhaus oder ins Theater oder ins Museum und läßt sich gut schmecken bei einem Gläschen Wein oder einem Journal und Roman, je nachdem sein Stand, und kümmert sich den Teufel nicht um die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft.“

(Schluß folgt)



Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte

Von A. P.

(Schluß)

3



ie griechische Mythologie ist heute wesentlich zu einer Hilfsdisziplin für Archäologen geworden, die daraus ihre Denkmäler erläutern. Abgesehen von diesem Gebrauchszwecke haben sich in neuerer Zeit Kenner nur über einzelne Punkte geäußert. Wo man daraus etwa die Hoffnung auf eine umfassendere Behandlung gewinnen mochte, da sah man freilich die Ziele so weit in die Zukunft hinausgesteckt, daß eine einigermaßen genügende Darstellung der Meinungen, die die Griechen über ihre Götter hatten, noch lange nicht zu haben sein wird.

Burckhardt erzählt die hauptsächlichsten einzelnen Mythen, das „bewegte Leben“ der Götter und Heroen, dies ist aber nicht der interessantere Teil seines dritten Abschnitts „über Religion und Kultus.“ Die umfassende selbständige Belesenheit hat sich eigentlich hier nicht mehr lohnen können, wo überall die Spezialarbeiten Vollständigeres bieten. Die Aufzählung z. B. der Kultstätten der Heroen, das, was er die feierliche und offizielle Seite der Sache nennt, meist nach spätem Autoren, Plutarch, Pausanias, Lukian usw. gewährt doch, zumal einem Nichtphilologen, kein Bild. Wert hat hier nur das innere Leben: was glaubte das Volk über Heroen und Götter? Und darauf folgt bei Burckhardt gewöhnlich ein vielleicht, wahrscheinlich, dürfte, könnte, wenn wirklich oder dergleichen, und an diesen Ungewißheiten hängt dann das allein